Zur Bedeutung des Vertrauens in der Medizin

Giovanni Maio

Das Besondere am ärztlichen Tun liegt gerade darin, dass man nicht nur eine Sache des Patienten, sondern den Patienten selbst behandelt, ihn als Person, ihn als mit seinem Körper untrennbares Individuum. Jeder Patient bringt auf diese Weise nicht einfach nur seinen Körper, sondern zugleich sich selbst zum Arzt, offenbart sich als Mensch einem Menschen, dem er sein wichtigstes Gut überantwortet. All das ist nur möglich, weil in aller Regel die kranken Menschen ihren Ärztinnen und Ärzten Vertrauen entgegenbringen. Es ist das schon im vorhinein geschenkte Vertrauen, das die Patienten erst befähigt, ärztliche Hilfe aufzusuchen. Das Vertrauen ist die Basis von allem in der Medizin. Ohne Vertrauen käme der Kontakt erst gar nicht zustande. So stellt sich die Frage, was es auf sich hat mit dem Vertrauen. Dieser Grundfrage soll hier näher nachgegangen werden.

1. Vertrauen als Entproblematisierung des Nichtwissens

Von Vertrauen zu einem anderen Menschen lässt sich nur dort sprechen, wo es keine Sicherheit gibt. Wenn man mit Sicherheit weiß, was der andere tut, so braucht man kein Vertrauen. Vertrauen kann man nur dann, wenn etwas Unsicheres und vor allem etwas Unkontrollierbares im Raume schwebt. Man muss sich freimachen von der Vorstellung, Vertrauen könne nur dann geschenkt werden, wenn man alles über den anderen weiß. Das wäre lebensnegierend. Vertrauen heißt aber auch nicht Nicht-Wissen, sondern Vertrauen ist eine Art Mittelzustand zwischen Nichtwissen und Wissen (Simmel 1908, S. 393). Wer vertraut, weiß etwas, auch wenn er es oft nicht beziffern kann. Es war auch Georg Simmel, der das wunderbar auf den Punkt brachte, als er betonte, dass derjenige, der alles wüsste, kein Vertrauen bräuchte und derjenige der nichts wüsste, gar nicht vertrauen könnte (Simmel 1908, S. 93; siehe dazu auch Endreß 2002, S. 74).

Deutlich wird: Es bleibt beim Vertrauen immer ein Rest an Unsicherheit; anderenfalls wäre es kein Vertrauen, sondern eine Vereinbarung. Dem Vertrauen ist somit das bereitwillige Akzeptieren eines Wissensdefizits inhärent. Wo alles sicher ist, stellt sich

die Frage des Vertrauens nicht. Wer vertraut, akzeptiert, dass er nicht so viel weiß, dass er eine bestimmte Handlung des anderen garantieren könnte, aber er lässt sich auch ohne diese Garantie auf die Beziehung ein, weil er darauf vertraut, dass der andere sich vertrauenswürdig verhält. Die vertrauende Person verzichtet freiwillig auf das Einholen weiterer bestärkender und versichernder Informationen (Hartmann 2003, S. 410) und lässt sich freiwillig auf das Wagnis des Vertrauens ein. Vertrauen ist daher nicht weniger als eine Bewältigung von Unsicherheit und ein kreativer und konstruktiver Umgang mit den Grenzen des Voraussagbaren.
So lässt sich sagen, dass Vertrauen in gewisser Weise ein Sprung ist, der sich über die dem Leben inhärenten Ungewissheiten hinwegsetzt. Ohne diesen Sprung könnten wir mit der grundsätzlichen Offenheit unserer Zukunft nicht zurechtkommen. Vertrauen ist die emotionale Überbrückung eines zwingenden Defizits an Wissen über die Zukunft – und die innere Disposition, dieses Wissensdefizit nicht als lähmend zu empfinden. Vertrauen ist insofern nichts anderes als die Entproblematisierung des Nichtwissens auf dem Boden einer Grundhaltung der Zuversicht.

2. Vertrauen als Einräumen von Freiheit

Mit dem Vertrauen wird der andere in die Freiheit der eigenverantwortlichen Sorge um das wichtige Gut, das man ihm anvertraut hatentlassen. Vertrauen hat nichts damit zu tun, dass man etwas Konkretes von dem anderen erwarte und dieses festzurrt; das wäre ja eher eine Abmachung, aber kein Vertrauen. Vertrauen impliziert, dass man es der Beurteilungskunst des anderen überlassen kann, sich um die eigene wichtige Sache zu kümmern. Das Besondere am Vertrauen liegt darin, dass man als Vertrauender nicht über den anderen verfügen und ihn nach den eigenen Vorstellungen steuern möchte, sondern der Vertrauende gesteht ihm ein eigenes Verhalten zu, ein Verhalten nach seiner Auffassung. Derjenige, der vertraut, setzt also nicht darauf, dass der andere einfach zuverlässig funktioniert, sondern er setzt auf die Freiheit des anderen. Vertrauen ist von daher nicht weniger als Freiheit schenken. Insofern hat das Vertrauen eben nichts Mechanisches oder strikt Regelbasiertes, sondern Vertrauen impliziert das Zugeständnis einer eigenen Kreativität im Umgang mit dem Vertrauensgut. Das ist auch absolut notwendig, weil Vertrauen gerade dort aufkommt, wo es eben nicht durch Verträge ersetzt werden

kann, weil es für Situationen gedacht ist, die man nicht im vornhinein restlos formalisieren kann.

3. Vertrauen als Konstituierung einer Beziehung

Vertrauen ist ein Ermöglichungsgut. Es ermöglicht eine gemeinsame Aktion, es ermöglicht Kooperation, es ermöglicht Unternehmungen, es ermöglicht Anfang, auch wenn das Vertrauen eher mittendrin steht als ganz am Anfang. In jedem Fall ist das Vertrauen eine Art Durchbruch in eine neue soziale Beziehung; mit dem Vertrauen erfährt die Beziehung einen qualitativen Sprung, sie wird zu einer moralischen Beziehung. Schenke ich Vertrauen, so ist das nicht etwa der Teil einer Abmachung, sondern es ist das Knüpfen eines Bandes. Das Vertrauen richtet sich nicht auf die Erwartung einer bestimmten Handlung, sondern es richtet sich auf den erwarteten Fortbestand einer bestimmten Beziehung. Vertrauend stelle ich eine bestimmte Beziehung her. Genau darin unterscheidet sich ja das Vertrauen elementar von dem Sich-Verlassen. Dass es beim Vertrauen um eine Beziehung geht und nicht um eine konkrete Handlung, können wir uns leicht klarmachen, wenn wir uns vorstellen, was denn geschieht, wenn ein Mensch erkennt, dass er sich nicht auf den anderen verlassen kann und was mit ihm geschieht, wenn er merkt, dass er zu Unrecht vertraut hat. Bei der Unzuverlässigkeit mag dies eine Enttäuschung, ja ein Ärgernis sein, aber nicht mehr. Das hängt damit zusammen, dass die Verlässlichkeit sich auf eine Sache bezieht, und zwar unabhängig vom Personsein, unabhängig vom Charakter – Hauptsache eine bestimmte versprochene Sache wird eingehalten. Beim Vertrauensbruch spüren wir, dass wir uns nicht nur ärgern, sondern mehr als das: wir fühlen uns verletzt, ja gekränkt. Derjenige, der das Vertrauen „missbraucht“, verletzt den anderen, weil er mit dem Vertrauensbruch die Beziehung, die über das Vertrauen gestiftet worden war, zurückgibt bzw. sie zunichtemacht. Wir fühlen uns gekränkt, wenn jemand unser Vertrauen missbraucht, weil wir eben nicht einfach darauf vertraut haben, dass der andere etwas Bestimmtes tut, sondern weil wir vertrauend eine Beziehung zu ihm gestiftet haben. An diesem Gedankenspiel lässt sich also ex negativo verdeutlichen, dass das Vertrauen im Grunde mit einer Erwartung an die Beziehung einhergeht und nicht primär mit einer Erwartung an die Kompetenz. Wenn wir also vertrauen, dann erwarten wir nicht etwa etwas Bestimmtes, sondern wir

stehen vielmehr in einer vertrauensvollen Beziehung zum anderen, mit allen Beziehungserwartungen, die damit verbunden sind. Der Vertrauensbruch kommt diesbezüglich einem Verrat gleich.

4. Vertrauen als Redlichkeitserwartung

Die Beziehung, die über das Vertrauen konstituiert wird, ist eine ganz besondere. Denn es ist keine Beziehung, die primär auf Zuneigung oder Sympathie beruht, sondern es ist eine moralische Gemeinschaft. Die eigentliche tragende Säule dieser Beziehung ist die Unterstellung geteilter Werte, haben wir gesehen. Wenn man jemandem vertraut, so verleiht man dem anderen nicht weniger als einen normativen Status. Vertrauend wird der andere in gewisser Weise geadelt, weil der Vertrauende dem Vertrauten grundsätzlich positive Motive unterstellt. Die Grundeinstellung ist das Eigentliche, worauf man vertraut, weniger die konkrete Handlung. Man unterstellt dem anderen die Grundeinstellung, dass er das, was er tut, nicht einfach nur aus Pflicht tut, sondern aus tiefer innerer Überzeugung tut. Daraus wird deutlich, dass es beim Vertrauen um die Zuschreibung allgemeiner Merkmale geht und nicht bloß um die Zuschreibung eines bestimmten Könnens.
Vertrauen bezieht sich auf den Menschen, auf seinen Charakter. Im Grunde ist in das Vertrauen eine implizite Botschaft über den unterstellten Charakter hineingeschrieben. Wenn wir jemandem vertrauen, dann verlassen wir uns nicht nur auf ihn, sondern dann unterstellen wir ihm gute Motive, wir unterstellen ihm einen guten Charakter, weil derjenige, der vertraut, implizit davon ausgeht, auf den anderen auch dann bauen zu können, wenn es für den anderen schwierig wird. Eine echte Vertrauensbeziehung ist von besonderer Stabilität gekennzeichnet, weil in diese Beziehung etwas hineingelegt worden ist, was unabdingbar mit dem Vertrauen verbunden ist, und das ist die Erwartung eines nichtopportunistischen Verhaltens. Das ist der Kern des Vertrauensverhältnisses: dem anderen wird unterstellt, dass er sein Verhalten nicht nach dem Wind richtet und einfach die Fahnen wechselt, wenn es seinen Interessen näherkäme, sondern dass der andere fest dabeibleibt, was er implizit versprochen hat, nämlich sich solidarisch zu zeigen mit dem Vertrauensgeber und seinem Vertrauensgut. Vertrauen ist somit nichts anderes als eine Loyalitätserwartung. Wenn wir vertrauen, dann unterstellen wir, dass der andere sich

mit den Zielen, die uns am Herzen liegen, identifiziert. Wir unterstellen eine grundlegende Wertvorstellung, die mit unseren Werten kompatibel ist und die fest verankert ist, also nicht opportunistisch zur Disposition gestellt wird. Deswegen lässt sich sagen, dass Vertrauen ganz zentral mit der Tugend der Treue verknüpft ist. Wenn wir vertrauen, dann vertrauen wir nicht auf etwas Konkretes, sondern wir vertrauen auf die Treue des anderen. Treue in dem Sinne, dass wir wissen, er wird unsere Sache nicht verraten, wird das Lager nicht wechseln, wird unbeirrt sich für das einsetzen, was in seine Hände gelegt wurde. Letzten Endes hat Vertrauen mit der Gewissheit der restlosen Unkorrumpierbarkeit des anderen zu tun, und wer das Vertrauen annimmt, gibt damit in gewisser Weise eine Treueerklärung ab. Es ist diese Treueerklärung, durch die eine Wertegemeinschaft gestiftet wird, die sich ausdrückt über ein Verbundenheitsgefühl; wenn wir wirklich vertrauen, dann empfinden wir eine Verbundenheit mit dem anderen und stoßen vor zu einer privilegierten Beziehung, die über das Vertrauen gestiftet wird.

5. Vertrauen als Privileg und Verpflichtung

Diese privilegierte Beziehung aber gibt es nicht umsonst; denn so sehr Vertrauen freiwillig aufkommen mag, wenn wir sie angenommen haben, dann hat das enorme Auswirkungen auf unser Verhalten, weil Vertrauen eine enorm verpflichtende Wirkung hat. Mit dem Vertrauen wird zunächst ein Anerkennungsverhältnis geschaffen; der Vertrauende erkennt den anderen als einen vertrauenswürdigen Menschen an, und allein dadurch werden dem anderen moralische Pflichten auferlegt. Nimmt ein Mensch das Vertrauen an, so ist es fast schon so als würde er im Entgegennehmen dieses Vertrauens eine Art unausgesprochenes Versprechen geben, nämlich das Versprechen, sich des Vertrauens würdig zu erweisen. Und er wird gar dazu genötigt, ein Stück weit. Denn in dem Moment, da einem Menschen Vertrauen entgegengebracht wird, wird es für ihn schwieriger, sich wie ein Schuft zu verhalten. Das hängt damit zusammen, dass im Akt des Vertrauens ihm eine Reputation zuerkannt wird, die zu verspielen mit Interessensverlusten einherginge. Das kann man sich auch leicht vorstellen, wenn man bedenkt, dass in dem Moment, da ein Dritter mitbekäme, dass jemand ein Vertrauen missbraucht hat, sofort ein enormer Reputationsverlust einträte. Das ist die bindende Kraft des Vertrauens, dass

man sich dieser Reputation, vertrauenswürdig zu sein, nicht ohne Verluste einfach entledigen kann. Man kann eben Vertrauen nicht einfach annehmen und es dabei bewenden lassen; das Annehmen von Vertrauen legt einem unweigerlich moralische Pflichten auf.

Was bedeutet das für die Medizin?

Der hilfesuchende kranke Mensch befindet sich unweigerlich in einer Situation, die unabdingbar auf ein Vertrauensverhältnis angewiesen ist, denn gerade in der Begegnung des Patienten mit dem Arzt besteht unvermeidbar ein Wissensgefälle, das auch mit der besten Information nicht ganz aufgehoben werden kann. Würde der Patient kein Vertrauen zu seinem Arzt oder Therapeuten haben und ständig vor ihm auf der Hut sein wollen, so hätte das zur Folge, dass er sich letzten Endes gar nicht helfen lassen könnte. Das Fehlen eines Vertrauensverhältnisses geht also eindeutig zu Lasten des Patienten. Der Arztberuf ist wie der Psychotherapeutenberuf von seinem Wesen her auf ein Vertrauensverhältnis angewiesen, weil ohne dieses Vertrauen der Patient in eine lähmende Situation hineinschlitterte, in eine Situation der Handlungsunfähigkeit. Gerade weil man Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, nicht in eine solche geradezu ausweglose Situation hineinschlittern lassen will, setzt das System auf die Etablierung eines Vertrauensrahmens (vgl. Hommerich 2009). Denn das Vertrauen befähigt den Patienten, die Kluft der Nichtkontrollierbarkeit zu überbrücken, es befähigt ihn letzten Endes dazu, das Hilfsangebot der Ärzte anzunehmen. Der Arztberuf ist ein Verpflichtungsname; mit dem Bekenntnis dazu, Arzt zu sein, gibt man unwillkürlich ein Versprechen, nämlich das Versprechen, das Wohl des Patienten nicht zu verraten. Dieses kollektiv unterstellte Versprechen ist es, das die Patienten erst dazu befähigt, sich ihren Ärztinnen und Ärzten anzuvertrauen.

Literatur:

Endreß, Martin: Vertrauen. Bielefeld: Transcript, 2002.

Hartmann, Martin: Akzeptierte Verletzbarkeit. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 51 (2003) 3: 395-412

Hommerich, Christoph: Die Freien Berufe und das Vertrauen in der Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos, 2009.

Rempel, John K. & Holmes, John G.: Trust in close relationships. In Clyde Hendrick u. Susan S. Hendrick (Hrsg.): Close relationships: Review of personality and social psychology. Sage: Newburg Park, 1989, S. 187-220.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Band 11, herausgegeben von Otthein Rammstedt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 (1908).

Prof. Dr. med. Giovanni Maio, M.A. phil.
Lehrstuhl für Medizinethik
Institut für Ethik und Geschichte der Medizin
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Stefan-Meier-Straße 26
79104 Freiburg i.Br.
maio@ethik.uni-freiburg.de